

„Granatkommotionsneurosen“: Die jüdische Ärztin Dr. Hertha Wiegand behandelt traumatisierte Soldaten

Martin Ruch

Das Heulen der Sirenen, das Dröhnen der Motoren und Panzer, die Explosionen, der Gestank – im Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart zeigte ab April 2014 eine Ausstellung, wie der Krieg sich anhörte und anfühlte: wie eine „Fastnacht der Hölle“. Insgesamt 613 047 Soldaten mussten in deren Verlauf wegen „Nervenkrankheiten“ behandelt werden. „Posttraumatische Belastungsstörung“ nennt man dieses Krankheitsbild heute. Damals sagte man „Granatkommotionsneurosen“ dazu, wenn der Überlebende einer in unmittelbarer Nähe explodierenden Granate aufgrund einer neurologisch-seelischen Folgeerkrankung behandelt werden musste.

In den Aufzeichnungen des Johann Baumann aus Altschweier bei Bühl ist die Wirkung einer solchen Granatendetonation beschrieben: „Als wir mit einer Meldung vom Posten der Kompanie zurückkehrten, schlug eine anscheinend schwere Granate etwa 2 m neben uns an den Straßenrand ein. Der Luftdruck warf uns über 1 m in die Höhe. Nach dem wusste man nichts mehr, unfähig zum Denken, Reden und Gehen lagen wir wie gelähmt am Boden. Jeder dachte, bin ich verwundet, lebt mein Kamerad noch. Nach kurzer Zeit konnte ich mich wieder aufrichten, ich rief dem andern Kameraden zu, welcher etwa 2 m hinter mir lag. Auch er war unverwundet. Wir bewegten uns erst langsam, dann nichts als ab in den schützenden Betonunterstand.“¹

Glück hatte nicht nur, wer den Granateneinschlag überlebte. Glück hatte auch, wer danach in einer ruhigen Umgebung Besserung oder gar Heilung von den Folgen seiner Erschütterung fand. Manche Soldaten konnten in der rheinischen Heilanstalt Grafenberg aufgenommen werden, wo wiederum einige auf eine verständnisvolle Assistenzärztin trafen, die aus der Ortenau stammte: Dr. Hertha Wiegand, geborene Lion, aus Ettenheim. Sie schrieb ihre medizinischen Erfahrungen mit diesen Patienten in ihrer Dissertation nieder, der sie den Titel „Über Granatkommotionsneurosen“ gab. Bereits 1915 erschien die Arbeit in Freiburg mit dem Hinweis „aus der Rheinischen Provinzial Heil- und Pflegeanstalt Grafenberg“.



*Dr. Hertha Wiegand,
geb. Lion, 1890–1944.
Aufnahme für die
„Kennkarte“ 1939.
In: Ruch: Jüdische
Stimmen. Offenburg
1995, S. 328*

Ihren Lebenslauf beschrieb die junge Ärztin im Anhang folgendermaßen: „Geboren zu Ettenheim in Baden am 6. Juli 1890 als Tochter des Kaufmanns Joseph Lion, jüdischer Konfession, besuchte ich das dortige Realgymnasium bis zu meinem 1909 erfolgten Abiturientenexamen. Dann studierte ich auf den Hochschulen in Freiburg, München und Heidelberg. Die ärztliche Vorprüfung machte ich am 5. März 1912 in Freiburg. Am 10. August 1914 bestand ich vor der ärztlichen Prüfungskommission in Freiburg die Notprüfung und erhielt am 7. September 1914 die Approbation als Ärztin. Seit November 1914 arbeite ich an der Rhein. Prov.-Heil- und Pflegeanstalt Grafenberg und dem ihr angegliederten Lazarette erst als Volontär-, jetzt als Assistenzärztin. Am 8. März 1915 verheiratete ich mich mit Dr. med. Otto Wiegand aus Mansfeld.“

Heilanstalt Grafenberg

Im Regierungsbezirk Düsseldorf, eine Stunde Fußweg von Düsseldorf entfernt, lag bei Grafenberg eine Heilanstalt mit Reformcharakter: Die stadtferne Lage entsprach der damals vorherrschenden Auffassung, dass psychisch kranke Menschen aus ihrem bisherigen Lebenszusammenhang herausgelöst werden müssten und in einer schönen landschaftlichen Umgebung am ehesten gesunden. Hier standen 18 einzelne Häuser, in denen 300 Patientinnen und Patienten samt Ärzten, Verwalter, Pflege- und Dienstpersonal lebten. Männer und Frauen waren getrennt untergebracht. Nach außen war die gesamte Anlage von einer Mauer umgeben, nach innen öffneten sich für jedes Gebäude umschlossene Höfe oder Gärten. Für jeden Kranken plante man zum Schlafen 24 Quadratmeter, zum Wohnen 15 Quadratmeter. Die Höhe der Räume lag bei über vier Metern.

Zum Reformkonzept gehörte, dass alle neuen Häuser als offene Abteilungen konzipiert wurden. Die Öffnung machte sich auch im äußeren Bild bemerkbar. Die Fenstergitter wurden entfernt und die Gartenanlagen vergrößert.

Der Erste Weltkrieg stellte in mehrfacher Hinsicht eine Zäsur für die Anstalt dar. Innerhalb von zwei Tagen wurden drei Ärzte, 34 Pfleger und zwölf Dienstangestellte eingezogen. Insgesamt 45 der 74 Pfleger zogen 1914 in den Krieg. Dauerhafter Ersatz war schwer zu bekommen. Gleichzeitig musste auch Grafenberg verwundete und körperlich kranke Soldaten aufnehmen und stellte dafür 200 Betten zur Verfügung. Bis zum Frühjahr 1918 wurden 2700 rein somatisch Kranke versorgt.

Hier fand Hertha Wiegand ihre Patienten vor, über die sie in der Doktorarbeit schrieb:

„Ein kriegsfreiwilliger Oberprimaner schrieb mir vom ersten Artilleriekampf folgendes: Wo sie fliegen (die Granaten), scheint die Luft zu zischen und zu brennen. Man hat nur das eine Gefühl, fortzulaufen. Ich liege da und bebe am ganzen Körper vor innerer Erregung, das Herz schlägt zum Zerspringen, es hämmert bis zum Halse hinauf. Bei jedem Krachen zuckt man und kriecht noch mehr in sich zusammen. Ein Stöhnen läßt mich aufblicken, ich fühle einen Schauer über den Rücken laufen, kalter Schweiß bricht aus. Die beiden Kameraden neben mir wälzen sich in ihrem Blut, schrecklich verstümmelt. Einen dritten hat es geradezu zermalmt, zur Unkenntlichkeit zerstückelt und zerhackt. – Es liegt hinter mir wie ein wirrer Traum.“ (S. 7)

Aus der Arbeit in Grafenberg von Oktober 1914 bis Juni 1915 schilderte Frau Wiegand dann den Symptomenkomplex der Folgeerscheinung nach einer Granatexplosion bei 14 Patienten. Bewusstseinsverluste, Verwirrtheits- und Dämmerzustände, epileptoide Anfälle, Gedächtnisschwäche, Kopfschmerz, Schwindel, Hör-, Seh- und Sprachstörungen, Schüttellähmung und Schlaflosigkeit traten auf.

Den ganzen Krankheitsverlauf und die Behandlung ihrer Patienten schilderte die Ärztin an den Einzelfällen. Deutlich kann man noch in allen Schilderungen den furchtbaren Schrecken und die Todesangst erkennen, die mit dem Detonationserlebnis verbunden waren:

Wehrmann M. K., 31 Jahre, wurde bei Verdun 1914 nach einem Granateneinschlag verschüttet, wurde für etwa 14 Stunden bewußtlos und erst nach Stunden ausgegraben. Im Lazarett fiel er durch eigentümliches Benehmen auf, „spricht nichts, sondert sich von den andern ab und stiert sinnend mit ängstlichem Gesichtsausdruck mit eigentümlichem Nicken und Zittern zum Fenster hinaus“. Der Patient gab anfangs nur schriftlich Antwort, er habe nach dem Aufwachen aus der Bewußtlosigkeit die Sprache verloren, und weiß nicht recht, was mit ihm vorgegangen ist.

Wehrmann O. M., 30 Jahre, es sei eine Granate in seinen Unterstand eingeschlagen, der Pfofen habe ihn gegen die linke Stirnseite getroffen, er sei 2–3 Meter hinausgeschleudert worden, dann sei er bewußtlos geworden, die Erinnerung sei ihm erst nach

Tagen wieder gekommen. „Nach 10 Tagen keine Beschwerden mehr, zur Truppe entlassen.“

Unteroffizier K. W., 38 Jahre: Am 7. September schlug beim Sturmangriff eine Granate hinter ihm ein, er selbst wusste nichts davon, war lange besinnungslos. Kam ins Lazarett, war so schwach, daß er gefüttert werden mußte. Fühlte immer Schläge und Zittern durch den ganzen Körper.

Kriegsfreiwilliger L. H., 24 Jahre: Kurz vor Kaisers Geburtstag platzte eine Granate ca 2½ Meter von ihm entfernt und schleuderte ihn vom Stuhl, im Revier wachte er mit Kopfschmerzen auf.

Oberjäger H. Sch., 24 Jahre: Am 21. Dezember 1914 wurde er durch drei hintereinander neben ihm einschlagende Handgranaten verschüttet, war nicht völlig bewußtlos, konnte zuerst nicht hören noch sehen, mußte weggetragen werden und war ein paar Stunden ganz wirr im Kopf. Nach 8 Tagen versteht Patient leise Sprache ebenso gut wie früher, wird zur Truppe entlassen.

Musketier J. M., 22 Jahre: Dezember 1914 schlug eine Granate dicht bei ihm ein. Er wurde nicht verletzt, wurde aber besinnungslos, Tage später trat plötzlich ein Anfall von Besinnungslosigkeit auf. Am 8. April als felddienstfähig entlassen.

Reservist K. S., 25 Jahre: Durch den Luftdruck einer Granate gegen einen Baum geschleudert, habe 6 Tage besinnungslos im Lazarett gelegen. Erholte sich wieder, dann traten Anfälle auf, bei denen er bewußtlos hinfiel.

Wehrmann E. B., 32 Jahre: Im November 1914 habe er sich durch eine Granate, die in der Nähe einschlug, erschreckt. Habe im Gesicht so gezuckt, dass die Kameraden und er hätten lachen müssen. Am andern Tage habe er eine Unruhe in der Brust verspürt, Zittern durch den ganzen Körper, die Zuckungen wurden so stark, dass der Tornister über den Kopf geflogen sei. Bettruhe, Arsentropfen. Am 3. Dezember als garnisonsdienstfähig entlassen.

Unteroffizier S., 30 Jahre: Im September 1914 platzte eine Granate in seinen Unterstand, die ganze Mannschaft außer ihm wurde getötet, er wurde einige Stunden bewußtlos. Bei der Aufnahme sehr heftiger Schütteltremor, der rechte Arm ist vollständig schlaff gelähmt. Nach fünfmonatlicher Behandlung, zuerst durch Bettruhe und Brom, später durch Bäder und vorsichtige Galvani-

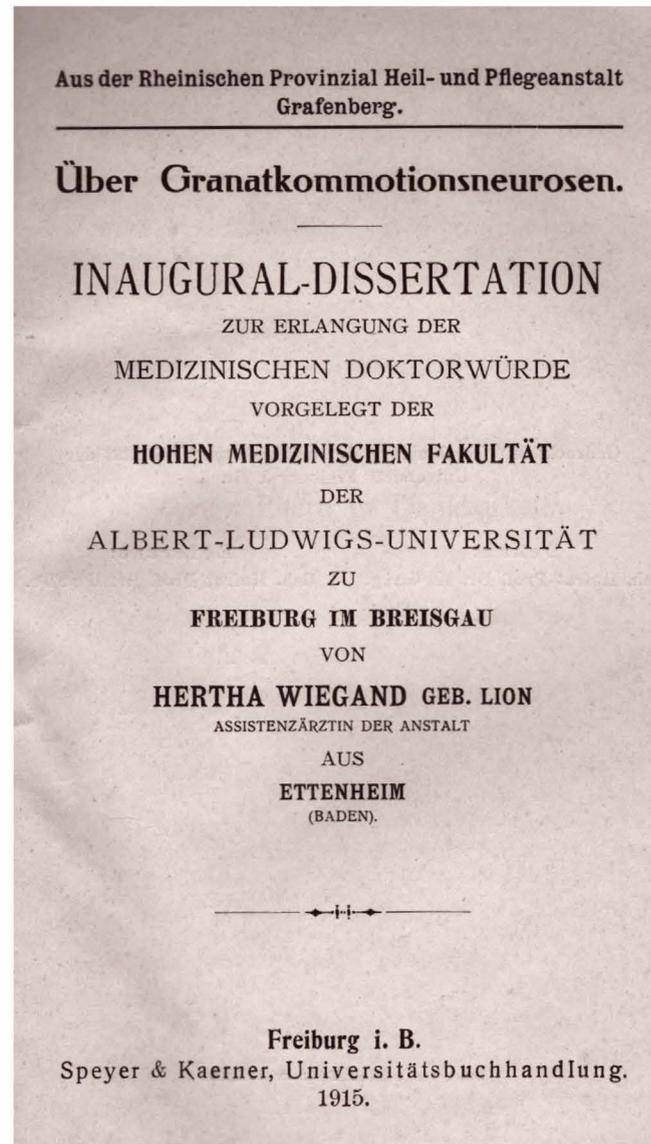
sation des Kopfes haben sich die Beschwerden wesentlich gebessert.

Reservist H. B., 26 Jahre: Am 1. November wurde er durch den Luftdruck einer hinter ihm einschlagenden Granate in den Schützengraben geschleudert. Als er nach einer Viertelstunde zu sich kam, spürte er schnelles unregelmäßiges Herzklopfen, er war kurzluftig durch den „Schwefeldunst der Granate.“ Behandlung: Ruhe, Baldrian. Beschwerden gebessert, zur Garnison entlassen.

Die Therapie bestand häufig allein in Ruhe, Liegekur und „Verbalsuggestion“, also einer Form der Psychotherapie. Brom und Baldrian wurden als Medikament eingesetzt. Ziel der Behandlung war die Dienstfähigkeit des Soldaten. Nun ging es also wieder hinaus zu den Granaten ...

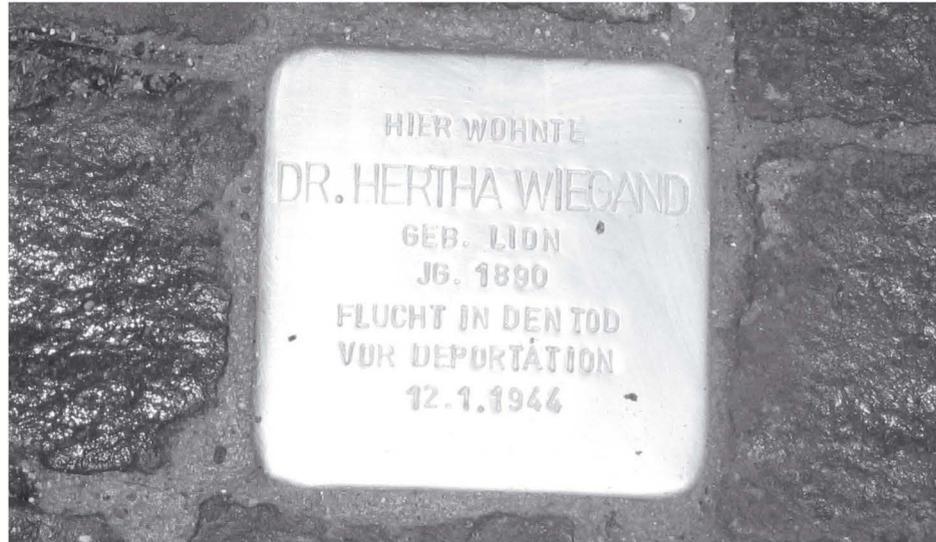
Tod einer Ärztin

Mit dieser Arbeit promovierte Frau Wiegand. Sie ließ sich nach dem erfolgreichen Abschluss ihrer Studien in der heimatlichen Ortenau nieder und betrieb gemeinsam mit ihrem Mann in Offenburg eine Praxis bis zu dessen Tod, dann führte sie die Arbeit alleine weiter. Sie war eine beliebte Ärztin und hatte nicht nur städtische Patienten, sondern auch viele aus dem ländlichen Umland. Besonders die Frauen fühlten sich bei ihr gut aufgehoben und behandelt. Religiös war sie nicht, wie ihre Tochter später aussagte, sie war auch nicht Mitglied der jüdischen Gemeinde Offenburgs. Doch das war den auf „Rasse“ und „Blut“ fixierten Nationalsozialisten egal und die Tochter Dorothea erinnerte sich deshalb: „Meiner Mutter wurde aufgrund der vierten Verordnung zum Reichsbürgergesetz mit Wirkung vom 30. Sept. 1938 die Approbation als Arzt entzogen. Ich erinnere mich noch sehr gut an den letzten Tag, als meine Mutter die Praxis geöffnet hatte. Die Patienten kamen so zahlreich, daß meine Mutter bis tief in die Nacht arbeiten mußte. Ein Kollege aus Gengenbach ließ es sich nicht nehmen, an diesem Tag bei ihr



*Titelblatt der
Dissertation „Über
Granatkommotions-
neurosen“ von
Hertha Wiegand.
Quelle: Stadtarchiv
Offenburg*

*„Stolperstein“
des Künstlers
Gunter Demnig für
Dr. Hertha Wiegand
in Offenburg,
Wasserstraße.*



vorbeizukommen und ihr seine Solidarität auszudrücken. Er war im Krieg schwer verwundet worden und mußte auf zwei Krücken gehen, aber diese Beschwerden hielten ihn nicht davon ab, an diesem Tag meine Mutter aufzusuchen. (...) Am 10. Januar 1944 holten sie meine Mutter. Ohne Rücksicht auf die persönlichen Verhältnisse waren in ganz Baden die Juden verhaftet worden. Daheim noch und noch einmal im Zug nahm meine Mutter eine Überdosis Schlaftabletten. In Karlsruhe holte man sie aus dem Zug und brachte sie in ein Krankenhaus. Ich fand meine Mutter in einer gekachelten Zelle vor, die eigentlich für schwere psychiatrische Fälle vorgesehen war. Als ich am nächsten Morgen wieder in das Krankenhaus kam, war meine Mutter tot.“²

Anmerkungen

- 1 Aus: Gefallen auf dem Felde der Ehre. Aufzeichnungen des Johann Baumann aus Altschweier/Bühl 1914–1938. Bearbeitet und herausgegeben von Suso Gartner. Bühl 2005, 55
- 2 StA OG Bestand 9 Siegler-Wiegand; Erinnerungen von D.S. In: Heinz G. Huber, Ortenauer Lebensläufe. Zeitgeschichtliche Episoden. Eggingen 1989, 117–120.